

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

19.11.1933 (No. 47)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 47



19. Nov. 1933

Fritz Stein / Max Reger, der Mensch

Musikam habe ich allezeit lieb gehabt.

Wer diese Kunst kann, der ist auter Art, zu allem geschickt.

Martin Luther, Tischreden v. d. Musik § 1.

Regers kurzes Leben war ein unermüdeliches, verantwortungsbewusstes Ringen um die Erfüllung seiner Mission, ein geradezu erschütternder Kampf mit seinem Dämon, mit sich und der Welt, um sein Werk durchzusetzen. In der kurzen Lebensspanne von nur 43 Jahren verströmte sich seine große, schöpferische Persönlichkeit in Musik, sie verwendete ihre Lebenskraft rücksichtslos in ratlosem, fieberhaftem Schaffen, in einer Werkfülle, die quantitativ und qualitativ, nach Inhalt und Form nur mit dem Maßstab unserer großen Meister zu werten ist. Auch einem Reger blieb das Schicksal aller Großen nicht erspart, von seiner Zeit verkannt und gerade von der zünftigen Kritik abgelehnt zu werden. Aber während noch im Sommer 1916 unmittelbar nach Regers Tod der damals ebenso gesürchtete, wie heute gründlich vergessene Berliner Kritiker Adolf Weismann in seinem Nachruf schrieb: „Wir wissen nun, daß diese Werke nicht leben werden“ — hat sich Reger in diesen 17 Jahren immer siegreicher durchgesetzt. Seines 60. Geburtstags hat unlängst das ganze musikalische Deutschland gedacht, aus der Orchester-, Chor- und Orgelmusik sind seine Werke einfach nicht mehr wegzudenken, und es besteht für mich kein Zweifel, daß sie aus eigener Strahlungskraft immer heller leuchten werden, daß erst die Zukunft die ganze Größe dieses deutschen Meisters begreifen wird.

Die Bedeutung des Musikers Reger, mag auch noch manches an ihm problematisch sein oder scheinen, steht also heute nicht mehr zur Diskussion. Schwieriger ist die Frage: welcher Mensch stand hinter diesem imponierenden Werk? Reger, ein Feind aller Pose, abhold aller Wichtigtuerei und Künstlereitelkeit, hat es stets verschmäht, sein Menschentum zu beschönigen, im Gegenteil: er liebte es, gerade Fremden gegenüber seine Menschlichkeiten zu unterstreichen, er umgab sich gleichsam mit einem Stachelzaun der Banalität, hinter der er seine im Grunde zarte, ja sensible Natur verschloß. So war seine Persönlichkeit seit sehr leicht Mißdeutungen ausgesetzt und noch heute steht in der Vorstellung weiter, durch legendenhafte Zeitungs-Anekdoten beeinflusster Kreise der Mensch Reger da als ein ungeistiger Wiß- und Jotenreißer, von dem eigentlich keine Brücke zu seinem rein triebhaften Schaffen führe. Nichts ist irriger als diese Vorstellung. Daß ein genialer, neue Werte schaffender Künstler immer auch zugleich eine große menschliche Persönlichkeit war, dafür ist Reger in unserer deutschen Musik ein letzter Zeuge. So sollen diese kurzen Gedankensätze des Freundes dem Menschen Reger gelten, sie wollen versuchen, sein Menschentum in seinen charakteristischen Zügen lebendig werden zu lassen. Ich sage mit Absicht, lebendig werden zu lassen. Denn von diesem Manne ging ein Strom lebendig-elementarer Kraft aus, eine

Lebensfülle, die jeden unmittelbar in ihren Bann schlug. Von höchster Vitalität schon seine äußere Erscheinung, lebensstrohend die große, massige Figur, das kluge, lebhaft graublau Auge, eine prachtvoll gemeißelte Stirn, der ebenmäßig gebildete sprechende Mund, dann, im auffallenden Gegensatz zu der fast cyclopisch wirkenden Gesamterrscheinung das anmutig-weiche Kinn mit dem Schalksgrübchen, die schön gebildeten kleinen Hände und zierlichen Fesseln, die kaum die Last des schweren, etwas aufgeschwemmt wirkenden Körpers zu tragen vermochten. Dieser gewaltige Körper, der gelegentlich fast übermenschlich wirken konnte, war von einer beispiellosen robusten Gesundheit, — ein Erbteil seiner bäuerlichen Ahnen, denen Reger seine „bairische Viechnatur“, wie er scherzhaft zu sagen pflegte, verdankte. Es ist nur natürlich, daß eine solche animalisch gesunde Urkraft mit tausend Klammern am Leben hing und sich auch mit Urbehagen an den Genüssen der Tafel erfreuen konnte. Reger war, ebenso wie Handels Kraftnatur, ein starker Esser, und bekanntlich auch einem kräftigen Trunk nicht abhold. Dieser physischen Kraft und seelischen Gesundheit, die sich auch in einem beneidenswerten Schlaf äußerte, diesem Urbehagen am Leben entsprang auch Regers sprühende, unbegreifbare Frohnatur, sein stetes „Aufgeklopftsein“, sein aus tiefen Gemütsquellen gespeister Humor, dem niemand widerstehen konnte. Wann und wo Reger erschien — immer ging ein Strom von Leben und Fröhlichkeit von ihm aus, und jedermann war von seiner sprühenden Vitalität wie elektrifiziert. Immer und überall hatte er ein Scherzwort bereit, unerschöpflich war er in Redereien, im Erfinden komischer Wortkombinationen und Späße, im Erzählen lustiger Anekdoten und Geschichten, durch die Reger ja geradezu legendäre Berühmtheit erlangt hat.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß sich Reger durch sein kindlich-unbekümmertes Sichgehenlassen gerade vor Fremden leicht einer falschen Beurteilung aussetzte. Der Außenstehende schloß natürlich aus seiner Freude an gelegentlich recht gewagten Wißknäueln auf entsprechende innere Wesenszüge, ja sogar auf eine entsprechende Lebensführung. Nichts war falscher als das! Diese Vorliebe, sich „ohne geistige Ankosten“ in Wißknäueln, ja Joten zu ergehen, ist uns ja von so manchem großen Musiker, von einem Beethoven und Brahms bekannt, und wie bei diesen Meistern ist dieses Sichbewegen in niederen Sphären auch bei Reger nur zu erklären aus dem Bedürfnis nach Entspannung von der ungeheuren geistigen und nervösen Anstrengung, es handelte sich um ein naturnotwendiges Abreagieren, ein Umschlagen von höchster geistiger Konzentration ins Extreme, ins Banale, ja Banale. So war auch Reger — ein innerlich keuscher, in erotischen Dingen wahrhaft reiner Mensch, — in Auffassung und Lebensführung von einer fast präden Empfindsamkeit.jene Menschlichkeiten berührten sein inneres Wesen gar nicht, das sich im Grunde nur auf das

Geistig-künstlerische konzentrierte, auf sein Schaffen, auf die Durchsetzung seines Werkes gegenüber einer Welt von Widerstand. Und zu diesem Kampf befähigte ihn eine unerhört leistungsfähige Geistes- und Nervenkongstitution, die seiner physischen Kraftnatur entsprach und die diesem wirklichen „Genie des Fleißes“ seine geradezu ungeheure Arbeitsintensität ermöglichte. Von Regers Arbeitskraft und Fleiß läßt sich in kurzen Worten kaum eine Vorstellung geben; seine beispiellose Aktivität kannte keine Ermüdung. Man bedenke: Reger hat in seiner kurzen Lebensspanne nicht nur ein gewaltiges, allein quantitativ fast unübersehbares Werk geschaffen, er war daneben rastlos tätig als sein eigener Interpret, er schrieb tausende von Briefen in fliegender Hast, er übte in den Wintermonaten eine Konzerttätigkeit aus, die allein schon über die Kraft eines Normalmenschen weit hinaus ging. Reger tat stets das Kleinste, Nächstliegende, um das Wichtige vorzubereiten, und er war in diesen scheinbaren Nebensächlichkeiten von einer minutiösen Gewissenhaftigkeit, von einer oft fast kleinlich wirkenden Pedanterie. Der unentrinnbaren Schicksalhaftigkeit seines Arbeitsfurors war er sich wohl bewußt. Schon im Februar 1911 schrieb er mir einmal: „Ich werde halt so egal Noten weiterzeichnen, bis ich einmal nimmer aufwache in der Frühe!“ Dies rasende Lebens- und Arbeitstempo beherrschte auch Regers Produzieren, und nur so ist die erstaunliche Werkfülle von 146 Opera in diesem kurzen Leben zu erklären. Gleichsam vulkanisch-eruptiv brachen die Werke aus ihm heraus. Das Handwerkliche des Komponierens beherrschte er geradezu virtuos und was die geniale Konzeption anbelangt, so kann man auch von Reger wie von Mozart sagen: Nicht er komponierte, sondern es komponierte, ohne Unterbrechung, in ihm. So schrieb er die größten Werke, die er oft jahrelang im Kopf mit sich herumtrug, in einem Zug, ohne Konzept, ins Reine, es gab dabei kein Sichquälen

oder Ringen mit dem Stoff, äußere Störungen kamen für ihn nicht in Frage, er konnte sich beim Schreiben unterhalten — das Komponieren war für ihn eine selbstverständliche, ich möchte fast sagen, behagliche Lebensäußerung. Und dieser Gesundheit und Naturhaftigkeit seines Künstlertums entsprach auch Regers menschliches Wesen: sein aufrechter, gerader, unbestechlicher Charakter. Neuzereger Schein imponierte ihm nicht, Vorrechte des Standes und der Geburt existierten für ihn nicht. Der kluge Menschenkenner und scharfe Beobachter wußte sofort ganz intuitiv eine Persönlichkeit richtig einzuschätzen. Blasiertem Nichtkönnertum und vorlauter Aufdringlichkeit konnte er eine abweisende Schroffheit entgegensetzen und der im Grunde so schlicht bescheidene, herzengute Mann konnte bei Gelegenheit ein gesundes Selbstbewußtsein ostentativ herauskehren und scheute da oft vor großen Brüstlungen nicht zurück. Und derselbe Mann, der im Kampf mit der Welt schroff bis zur Rücksichtslosigkeit sein konnte, besaß doch im Grunde ein zartes Kindergemüt. Wie ein Kind konnte sich der Kinderliebe und naturverbundene Mann entzücken an den kleinen Dingen des Lebens. Und so war Reger auch als Freund von einer seltenen Zartheit des Empfindens, von stets opferwilliger Hilfsbereitschaft und anhänglicher Dankbarkeit. Dieser Mann, dessen Freude an lauter Geselligkeit zweifellos eine Art Flucht vor seiner inneren Einsamkeit bedeutete, der dem oberflächlichen Beobachter nur als Schalk und lustiger Späsmacher erschien, ließ dem Freund gegenüber die Maske fallen und schloß seine Seele auf, er sprach von ernsten Dingen, die ihn bewegten, von seinen Kämpfen und Plänen, und mit Vorliebe von religiösen Problemen; und in solchen Stunden stiller Zwiesprache wurde offenbar, daß sein, stets als heilige Verantwortung empfundenenes Schaffen verankert war im Urgrund metaphysischer Gewissheiten, in einer echten Herzensfrömmigkeit.

Gottlieb Graef / Erste Schulzeit

Unterm rothen Fernen nahe
Ich behaglich Frucht und Blüte,
Apfel in der Tasche,
Frühling im Gemüte.

Rückert.

Nachdem ich bis zum vierten Lebensjahr die Kleinkinderschule besucht hatte, durfte ich im Frühjahr 1861, gerade fünf Jahre alt geworden, auf mein inständiges Bitten in die Volksschule eintreten, deren Bänke ich in der Folge sechs Jahre lang mit dem Hohenboden blank poliert habe. Damit begann ein neues, mehr auf eine ernste Tätigkeit gerichtetes Leben, das dem jungen Springinsfeld sogleich außerordentlich zusagte, weil dadurch der jugendliche Erkenntnistrieb und die aus Neugier hervorgegangene Lernbegierde einen Knochen gefunden hatten, an dem sie nagen konnten. Es hätte der Kreuzer nicht bedurft, welche die fürsorgliche Mutter dem Lehrer zur Verfügung gestellt hatte, mir durch deren allmähliche Spendung die Schule lieb zu machen.

Den ersten Unterricht erhielt ich von dem Unterlehrer T., dessen verständiger Milde und freundlichem Eingehen auf unsere kleinen Interessen ich heute noch ein dankbares Andenken bewahre. In einfacher, anmutender, unfremd Auffassungsvormögen entsprechender Weise wußte er uns Kleinen die Dinge spielend beizubringen und das erforderliche Interesse zu wecken. Mit welcher Spannung und Verzückung lauschten wir seinen Worten, als er in unrer Mitte, auf einer Schulbank sitzend, die rührende Geschichte des ägyptischen Joseph und seines Bruders Benjamin erzählte, unbekümmert um den Wortlaut des vorgeschriebenen Lehrbuchs, in freier kindlicher Rede, wie sie ihm der Anblick der andächtigen Kinder Augen auf die Zunge legte.

Welchen Reiz hatte auch die erste Kenntnis des Lesens und Schreibens. Die kindliche Phantasie besetzte die einzelnen, mich stumm und fragend anschauenden Buchstaben und Zahlen, sie erblickte in dem Buchstabenbild je nach Form und Laut ein geheimnisvolles Symbol oder verband damit eine sinnliche Vorstellung, die eines Gegenstands, einer Person, einer Tätigkeit oder eines Zustands, wie solches auch bei Naturvölkern gegenüber rätselhaften Dingen zu geschehen pflegt. So erschien mir von den deutschen Druckbuchstaben das kleine t in seinem oberen Teil als ein Menschenkopf mit einem großen harten Bissen in geöffnetem Mund, das große B als ein aufgeblasenes Gesicht mit zusammengepreßten Lippen, das D als ein über die Schultern liebreich übergreifender Arm, das E als eine durch eine Vorstecknadel zusammengehaltene Brustkrause, das G als das Brustbild eines genügliam in sich gefehrten Mannes mit gesenktem Kopf; das H als eine aufgeblähte, aus dem Westenauschnitt hervorquellende, gestärkte Hemdenbrust, das A als ein durch das Spundloch sich quappend entleerendes Faß, das S als Symbol innerer Geschlossenheit und Zufriedenheit, das T als ein stark ausschreitender Mann mit zurückgebogenem Oberkörper und breitkrämpigem Hut, das V als der in der Mitte gescheiterte Kopf eines Mannes mit linksseitig herabhängender Schmachtlode, während in der Schreibschrift das große K einen vornübergebeugten Mann versinnbildlichte, mit dem einen Bein auf dem Boden stehend, mit dem andern auf einen Stuhl gestützt usw. Merkwürdigerweise erstreckte sich diese Besetzung der Buchstaben nur auf die deutsche Schrift, während die Antiqua nicht dazu anreizte, ein Beweis, daß jene mit ihren mannigfaltigen Formen und vielen Häufigen charakteristischer wirkt und deshalb auch leichter lesbar ist als

diese. Schon aus diesem Grunde ist die heute viele Deutsche beherrschende Vorliebe für lateinische Druck- und Schreibschrift zu beklagen.

Es war ein unbeschreibliches Glücksgefühl, das mich jeden Morgen überkam, wenn ich das freundliche nördliche Wohnzimmer im dritten Stockwerk des Schul- und Rathauses betrat, in das bereits die Morgensterne ihre belebenden Strahlen herein sandte, und dann aus unsren Kinderhefen frisch das schöne Gerhardslied erscholl. „Wach auf, mein Herz, und singe!“ Einer solch reinen Daseinsfreude ist nur das unschuldvolle, sorgenfreie, erkenntnisdrüchtige und empfängliche Gemüt des Kindes fähig, das wenig braucht, um glücklich zu sein. Und dann welche Freude, wenn sich während des Unterrichts an einem Fenster des gegenüberliegenden Elternhauses einmal die Gestalt der Mutter zeigte oder wenn beim Anblick des rauchenden elterlichen Schornsteins die Phantasie liebliche Bilder für das Mittagmahl vorzauberte.

Leider folgte schon nach Jahresfrist ein anderer Lehrer R., der in seinem Wesen und Unterrichtsverfahren das Gegenteil seines Vorgängers war. Nicht nur daß jetzt mehr mechanisch gelernt werden mußte, fehlte ihm vor allem die nötige Liebe zu Kindern. Aus seinen harten podennarbigen Zügen, auf denen der Teufel Erbsen gedroschen zu haben schien, sprach weder Milde, noch Wohlwollen, weshalb auch keines von uns ein vertrauensvolles oder gar liebendes Herz zu ihm fassen konnte. Es war ein herzloser Schultyrann schlimmster Sorte, dem die Erziehung und Unterweisung zarter Jugend anvertraut war und den ich noch heute nach 70 Jahren in übelster Erinnerung habe.

Es begann ein Schreckensregiment, das nun uns Sechs- und Siebenjährigen für das geringste Versehen die roheste körperliche Züchtigung brachte. Während vorher die Schule ein lieber Aufenthalt war, für den wir unsre Hausaufgaben mit Lust und Eifer erledigten, war uns jene plötzlich verleidet, und der Gang dahin geschah nur mit Zittern und Zagen. Und doch gibt es für einen Lehrer mit ein wenig Gemüt keine dankbareren und willigeren Schüler als gerade die Kleinen. Denn diese verehren im Lehrer ein Wesen höherer Ordnung, das dem Range nach gleich nach dem Herrgott kommt und zu weilen ein noch größeres Ansehen genießt wie die Eltern. Unsrer Lehrers Unterrichtsmethode litt denn auch bei der Jahresprüfung schändliche Schiffbruch. Als dabei u. a. die Rede auf den Raben kam, den Noah aus der Arche fliegen ließ, und der Schulinspektor uns fragte, ob wir schon einen solchen gesehen hätten, verneinten wir dies einstimmig. Erst als er dasselbe von den „Krabbten“ wissen wollte, nickten wir verständnisinnig. Ich empfand es nachträglich noch als eine Befriedigung und Genugtuung, als mir fünfzig Jahre später im General-Landesarchiv der bezügliche Prüfungsbescheid in die Hände kam, der dem Lehrer wenig Schmeichelhaftes zu sagen wußte. Es ist nicht recht verständlich, weshalb die unteren Volksschulklassen fast immer nur von jungen Lehrern unterrichtet werden müssen, die in der Kindesseele in der Regel nicht so zu lesen verstehen wie ein älterer Lehrer, der, weil meist selber Familienvater, auch fremden Kindern gegenüber eher Wohlwollen, Geduld und Nachsicht zu üben vermag.

Nachdem ich die nutzbringende Kunst des Buchstabierens soweit erlernt hatte, daß ich ganze Sätze lesen konnte, mußte ich meiner mütterlichen Großmutter jeweils vor dem Frühstück aus dem „Starken-Buch“ (Starks Tägliches Handbuch, 1728) den Morgensegens vorlesen, worauf ich nicht wenig stolz war. Freilich vermochten meine Kinder Augen über die für ein altersschwaches Sehorgan berechneten Kleinbuchstaben des altertümlichen Druckes nur mühsam hinwegzusehen.

tern, die drohend ihre Polypenarme aus den Druckzeilen ausstreckten und in denen ich mich nicht selten verstrickte wie der zappelnde Fisch in den Maschen des Netzes.

Das dritte Schuljahr brachte mich in den Unterricht des Hauptlehrers H., womit ich zugleich die Qualifikation eines Sing- und Läububens bei Beerdigungen erlangte. Letzteres Amt war besonders geschätzt, weil es jeweils einen Kreuzer Läubgeld, bei „besseren Leichen“ einen Groschen oder gar einen Sechser eintrug. Manchem Erdenbürger habe ich in dieser Doppelseigenschaft zu Grab geläutet und ins Grab gesungen. In diesen Klassen lernte ich die vier Spezies und das Rechnen mit gemeinen Brüchen, während das Dezimalrechnen uns ebenso fremd blieb wie unsern alten Lehrern. Dafür bekam ich die damalige politische Zerfahrenheit unsres deutschen Vaterlands sowohl in dem buntschiedigen Geographieunterricht, als auch besonders in den grausamen Umwandlungsrechnungen für Münze, Maß und Gewicht bereits voll auf zu kosten. So galt der badische Gulden 60 Kreuzer, der österreichische 70 Kreuzer, der preussische Taler 1 Gulden 45 Kr., der Louisdor 5 Taler in Gold, der Kronentaler 2 Gulden 42 Kr. Die einzelnen Werte des letzteren mußten bis zu 10 Kronentalern (= 27 Gulden) auswendig gelernt werden. Daneben kursierten noch die Fünfunddreißig-Kreuzerstücke, die Siebenzehnerle, die Sechser, die Groschen und die Bagen. Die badische Maß (= 4 Schoppen) war kleiner als die württembergische, das württembergische Simri größer als das badische. Das Pfund wog 32 (1) Lot usw. „Das sind nur die Namen; nun lernst sie singen, recht wie die Meister sie gestellt!“ Wie unsre Väter unter den politischen Nöten der damaligen bundestaglichen Vielstaaterei, so seufzten wir Buben nicht minder unter der durch diese bedingte Kompliziertheit des Unterrichtsstoffs.

Mit der Neubearbeitung der Landkarte Deutschlands durch Bismarck und besonders mit der einheitlichen Gestaltung der Münz-, Maß- und Gewichtsordnung unter Zugrundelegung des Dezimalsystems anstelle des seitherigen Duodezimalsystems ist für die lernende deutsche Jugend ein freundlicheres Zeitalter angebrochen. Gleichwohl hat auch die von den Babyloniern überkommene zwölftellige Zahlenordnung ihre Vorzüge wegen ihrer größeren Teilbarkeit, indem 12 sich durch 2, 3, 4 und 6, die Zahl 10 jedoch nur durch 2 und 5 teilen läßt, ein Umstand, der auch für die Zeiteinteilung bestimmend gewesen ist.

Der für die Notation ausschlaggebende Unterricht war der kalligraphische, in dem zufolge der „Welsheimer Schulinstruktion“ von 1706 allwöchentlich „die schreibenden Kinder, um sich selbst anzuweisen, mit ihren Schriften certiren“ mußten. Es war immer ein kritischer Tag erster Ordnung, dieser Donnerstag, an dem mit den Schriften certirt oder, wie wir sagten, „gestochen“ wurde. Zu dem Zweck hatten die Schüler einen vom Lehrer auf der Schultafel vorgezeichneten Gemeinplatz mustergeräthig so oft ins Heft zu schreiben, bis eine Blattseite damit gefüllt war. Während ich bei diesen Schriftkämpfen immer den ersten oder zweiten Platz eroberte, spielte mir eines Tags meine Flatterhaftigkeit einen üblen Streich, indem ich den fraglichen Satz „Das Spiegelglas ist glatt“ nur flüchtig las, um ihn dann ohne Wiederauffshauen in der erforderlichen Zahl niederzuschreiben und mich dabei jedesmal unbewußt von der heimischen Sprechweise „Schpiegelglas“ leiten zu lassen. Dies hatte zur Folge, daß ich bei der folgenden Neubesehung der Plätze mit der Unglückszahl Dreizehn, dem letzten Platz in der zweiten Bankreihe bedacht wurde. Ich war darüber um so niedergebeugter, als mich die an diesem Tag besonders gut geratene Schrift mit Sicherheit den ersten Platz hatte erhoffen lassen. Der Aerger über meinen Leichtsinn marterte mich ebensosehr wie die Scham über die wohlverdiente Hinabsetzung. Sene Woche bis zum nächsten Certirtag, der mich wieder auf den alten Platz zurückbrachte, empfand ich als eine Zeit tiefer Erniedrigung. Selbst heute noch erinnert mich das Schreiben des Wortes „Spiegel“, dessen Glätte mich so schmäzlich ausgleiten ließ, an jenes schmerzliche Erlebnis, das sich in der Folge jedoch als ein wirksames mnemotechnisches Mittel für meine Orthographie erwies. Immerhin lernten wir gut schreiben, und wenn ich späterhin in der Mittelschule bei mehrfacher Beteiligung an kalligraphischen Preisaufgaben jedesmal als Sieger hervorgehen konnte und auch jetzt in meinem Alter noch leserlich zu schreiben vermag, so verdanke ich dies nicht zum geringsten der bewährten Schreibmethode meines alten Lehrers.

Somit aber erhob sich der Lehrplan, worin der Religionsunterricht mit viel Auswendiglernen den breitesten Raum einnahm, nicht viel über den des 16. Jahrhunderts. Der täglich in die Schule mitgeschleppte Bücherstapel bestand in Katechismus, Biblischer Geschichte, Bibel und Kirchengesangbuch, neben denen noch ein höchst dürftiges Lesebüchlein mit harmlosen Erzählungen und ein noch armseligeres Heftchen mit Rechenaufgaben in blauem Umschlag ein kümmerliches Dasein fristete. Gedichte wurden außer den Kirchenliedern keine gelernt. Die vorhandenen Anschauungsmittel bestanden in einer brauchbaren Wandkarte von Baden und Württemberg und in drei uralten Köpfen von Deutschland, Europa und den Erdhalbkugeln, alle drei vollständig vergilbt und zermürbt, sowie aus einem Bilderatlas für den naturgeschichtlichen Unterricht, aus dem dann und wann die behandelten Tiere und Pflanzen vor Augen geführt wurden. Gleichwohl verdanke ich meine erdlaudlichen Kenntnisse mehr diesen das ganze Jahr über aufgerollten Landkarten, als dem Unterricht selbst, indem deren ständiger Anblick das Länderbild fest einprägte und den Orientierungssinn förderte. So konnte auch jener Bub einer pfälzischen Dorfschule dem Lehrer die genaue geographische Ortsbestimmung einer augenblicklichen Erscheinung melden, indem er mit erhobenem Finger noch der großen badischen Wandkarte deutend rief: „Herr Lehrer, welche Schwefelge und Mannem krawelt e Wang!“

Bei der Ueberfüllung dreier gemeinschaftlich zu unterrichtender Klassen bestand der Religionsunterricht darin, daß der Lehrer, in der linken Hand das Buch unmittelbar unter den kurzfristigen Augen, in der rechten einen Haselstod haltend, das ohne vorausgegangene Erklärung wörtlich auswendig zu lernende Penjum aus der Biblischen Geschichte, dem Katechismus und dem kirchlichen Gesangbuch abhörte. Stimmt das Vorgetragene mit dem Wortlaut des Lehrbuchs nicht überein oder ging die Sache nicht fließend genug, so machte der unglückliche Berichterstatter mit dem Stod unliebame Bekanntschaft und mußte außerdem nach dem Unterricht eine Stunde nachhaken, ein Schicksal, das mich oft ereilte, da ich Zeit meines Lebens in der Religion schwach gewesen bin. So hatte ich an einem schönen Frühsonnertag, dessen Sonnenschein uns Buben nach der Schule zu gemeinsamem Spiel auf der Oberen Au-Wiese versammeln sollte, wieder einmal das Mißgeschick, daß ich in der Biblischen Geschichte den Nachweis meiner Kenntnis, diesmal der ägyptischen Plagen, nicht genau in den Worten der Schrift erbringen konnte, und erhielt dafür neben dem üblichen Stodfisch die für solche Sünde wider den heiligen Geist vorgesehene einjährige Arreststrafe zudiktirt. Da sah ich nun, indes der Unterricht in seinem Fortgang noch weitere Opfer forderte, wie ein Häuflein Unglück auf meinem Platz in übler Stimmung und wünschte Aegypten mitsamt seinen Plagen dorthin, wo der Pfeffer wächst, während draußen die Sonne lodte und mit ihrem goldenen Schein den Freiheitsdrang in's ungemessene steigerte. Was Wunder, daß mir da alle biblische Theorie lakengrau erschien und grün allein des Lebens goldner Baum. Ueber solchem Brüten war langsam und träge die Zeit dahingeschliffen, als der Lehrer mich aufforderte, sein irden Trinkfrüglein, das aus der örtlichen keramischen Werkstatt des Häjners-Walkers hervorgegangen war, am nahen Röhbrunnen zu füllen. Traurig wandelte ich dem Springquell zu, den erhaltenen Auftrag auszuführen, im Stillen überlegend, wie dem drohenden Freiheitsverlust etwa begegnet werden könnte. Da schoß mir plötzlich ein kühner Gedanke durch den Sinn. Wie wäre es, dachte ich, wenn ich, statt mit sadem Brunnenwasser, im nahegelegenen Eisternhaus, einem Wirtshaus, das Tränenfrüglein mit würzigen Gerstenjaß füllte. Denn auch für einen damals vielfach noch auf Naturalbesoldung angewiesenen Volksschullehrer mochte ein Krug Bier so wenig ein leerer Wahn sein, wie einst für Luther auf dem Reichstag zu Worms. Gedacht, getan. Obgleich mir damals in meinem neunten Lebensjahr die Bestimmungen des Strafgesetzes für Beamtenbestechung noch unbekannt waren, sagte mir doch, als ich den Zaubertrank mit der beneidenswerten Freiheit der Jugend auf den Kahebrer stellte, eine innere Stimme, daß ich ein gewagtes Spiel treibe. Bellokommenen Herzens begab ich mich an meinen Platz, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Kaum wagte ich an die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs meines Ba banque-Spiels zu denken, vielmehr gleich angesichts der jetzt noch kritischeren Lage mein Gemütszustand dem jünften Akt eines Trauerspiels vor Eintritt der Katastrophe. Nach einer Weile führte den Stodträger der Weg in die Nähe des Gefäßes meiner Sorgen, das er, ohne vom Buch auszuweichen, ergriff und ahnungslos zum Mund führte. In diesem kritischen Augenblick hörte ich, indem ich den Vorgang mit verstohlenem Blick verfolgte, mein Herz laut pochen. Nach dem ersten Zug plötzliches Absetzen und neugierige Prüfung des Inhalts mit dem linken Auge und der Nase. Er bläute in den Krug wie ein Kabe in sein Nest, darin die Gattin soeben einen Paradiesvogel ausgebrütet hat. Als jedoch ohne Zögern auch der zweite Zug kräftig einsetzte und diesem die übrigen Züge in beschleunigtem Tempo folgten, sah ich freudigen Herzens mein Spiel gewonnen. Diese Wahrnehmung riß in die mich umhüllende Bangnis einen rettenden Spalt, durch den nun die abgedämmten Fluten erhoffter Erlösung mit elementarer Wucht hereinbrachen und die geängstigte Seele mit jauchzender Wonne erfüllten. Und als dann vollends der solchermachen Gelabte über mein vorwitziges Beginnen mit soweränem Stillschweigen hinwegging, verließ ich am Ende des Unterrichts ebenso stillschweigend mit den Kameraden, gerichtet und — gerettet, die Schule, um jubelnd in den Frühling und in die Freiheit hinauszuflüchten, und der Gestrenge hätte wegen dieser Dejection bis zum heutigen Tag noch zu reklamieren.

Ein wichtiges Ereignis in unserm Schulleben war jeweils die am Ende des Schuljahrs vom Ortsgeistlichen als damaligem Schulinspektor vorgenommene Schulprüfung, zu der wir uns lediglich durch Blankscheuern des schmutzigen Schiefertafelrahmens am Röhbrunnen mit Stroh und Sand vorzubereiten hatten. Sie mochte wohl dem Lehrer einige Sorge bereiten, keineswegs aber den Schülern. Denn diese erhielten am Schluß beim Weggehen sogar einen frischen Halbhagenstollen, den der Lehrer aus einem Waschkorb ohne Ansehen der Person, der Zeugnisnoten oder der Konfession einem jeden verabfolgte und der uns den Tag zu einem Festtag machte.

Bei all seiner Bescheidenheit verpflichtet mich der in der Heimat genossene Volksschulunterricht zu dauerndem Dank. Bildet doch die darin gewonnene Ausbildung, auch ohne Abiturnachweis und akademisches Studium meiner Lehrer, die Grundlage meines ganzen späteren Wissens und Könnens, und mit besonderer Freude und Liebe denke ich an jene Zeit zurück, als die sorgenloseste und glücklichste meines Lebens. Eine wertvolle erzieherische Wirkung dieses dem Mittelschulunterricht vorausgegangenen mehrjährigen Besuchs der Volksschule bestand darin, daß ich hier auch mit den Kindern minderbemittelter Eltern habe in Wettbewerb treten müssen, die mir in dem und jenem Lehrgegenstand oft überlegen waren und bei vorhandener Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ausbildung es im Leben wohl weiter gebracht hätten als ich, ein Umstand, der zu Bescheidenheit, Demut und Dankbarkeit nötig.

Adolf v. Grolman / Blick auf Buch und Bild

(Schluß)

Ein Blick auf Grünewalds Bilder ist nie vergebens; die Karlsruher Galerie, gut, wie sie ist, besitzt mit den beiden Spätwerken des Malers einen ungeheureren Schatz, über den viel zu sagen wäre, selbst wenn die Bilder nicht so übermalt und besser erhalten wären. Sie sprechen für sich, denn in beiden ist das Problem der Grenze ungeheurer steil aufgerichtet, so wie man es im Lindenharter Bild kommen sieht, und in der Würzburger Malerei völlig vermilt: die Grenze menschlich-heldischen Leidens einmal, und ferner die Grenze des Gestaltseins, d. h. des körperlichen Vergehens. Das ist dann erst der Maler, der gigantisch durch die nordische Kunst schreitet, ist der nordische Bruder jenes anderen, der weniger verhüllt, dafür aber noch schwerer und grenzenloser ist: Leonardo, ein Germane, wie er, wie Shakespeare, wie Dante, wie Hölderlin. Das Licht, so wie es in das Bild von äußerer, vom Künstler vorausgesetzter Lichtquelle in das Bild einströmt, oder aus dem Bild heraus entbrennt, ist das Licht, von dem der Meister Eckhart meint, und davon von Molo gerne geredet hätte, wäre es nur in seinem Rahmen möglich gewesen.

Wir aber kehren zu den Tatsachen der Grenze zurück: auch gegen den Norden ist eine Grenze gesetzt, und das ist die, welche der deutsche Geist gegenüber dem englischen wahren muß, will er nicht unkonsequent werden. Mit seinem klugen Buch über „Gentlemanideal und Gentlemanerziehung“ bringt August Hoyer manches Nachdenkliche zum Thema der inneren und äußeren Grenze (Verlag Meiner, Leipzig); es handelt sich ihm um eine Frage der Erziehung, wobei nicht vergessen werden darf, daß der „Gentleman“ eine auf englischem Boden im Laufe der Zeit organisch gewordene Erscheinung ist, mit deren Verschwinden in absehbarer Zeit nach Hoyer zu rechnen ist. Darüber nun arbeitet Hoyer, zu erkennen, wie das englische Gentlemanideal wuchs, und wie man in England sich mit mehr oder weniger Eifer und Verständnis bemühte, solches Wachsen weiterdauern zu lassen. Deutlich, aber nicht immer deutlich genug, hebt Hoyer hervor, daß das Gentlemanideal englischer Art nichts ist, das mit mehr oder weniger Veränderungen von Sinn und Vorzeichen auf deutsche Erziehung der Jugend übertragen werden könnte — und dürfte, besonders das letzte. Begreiflich ist das Streben vieler Deutscher, im Erziehungswesen neben anderen englischen Formen auch die des Gentleman in einer mehr oder weniger großen Auswahl zu übernehmen. Hier aber ist eine Grenze, wiederum eine Grenze, die wohlgeachtet sein muß, soll nicht Unkonsequentes sich ereignen. Das deutsche Erziehungsideal ist der vornehme, weil innerlich und

äußerlich wehrhafte und wahrhafte Mensch; mit diesem Sage allein ist schon gesagt, welche natürliche, kulturelle, politische, ethische und persönliche Unterschiede, ja Klüfte bestehen, die man nicht wegreiben und auch nicht überbrücken darf. Was „nobel“, was „gentlemanlike“ und was „vornehm“ ist, kann man vielleicht in Worten ausdrücken, auerziehen aber kann man es nicht, und es zu Teilen auszuwählen und mehr oder weniger oberflächlich zu übertragen, geht erst recht nicht an. Denn es handelt sich bei allen drei Seinnöglichkeiten um ein Verhalten des Menschen, sich selbst und seiner Umwelt gegenüber, ob es nun verstanden und gewürdigt wird oder nicht. Man denkt dabei unwillkürlich an die Zeichnungen des jüngeren Holbein, wenn er englische „Könige und große Herrn“ der Nachwelt überliefert, Personen, von denen das Ideal des Gentleman herkommt. Man sieht aber auch die Porträts Dürers, Cranachs, Grünewalds, besonders des letzteren Bildnis des Kardinals Albrecht von Brandenburg, der vielleicht sehr vornehm war, aber sicherlich kein Gentleman. Hoyer bemüht sich mit Erfolg, das Wesen des Gentleman in Worten und Begriffen festzulegen, und wenn er auf das Sein des „Vornehmen“ zu sprechen kommt, so wäre es besser gewesen, nicht Max Scheler zu zitieren, sondern sich mehr um einen anderen Menschen an den Grenzen des politischen, völkischen und ethischen Seins zu kümmern — um Nietzsche. Wenn dieser sich fragt: „Was ist vornehm?“, dann wird die wesentliche deutsche Erziehungsfrage deutlich, und auf diese kommt es jetzt und heute mehr an denn je. Damit soll um alles nicht Niessche „als Erzieher“ gerufen werden. Solche Versuche sind nicht neu, es gibt Bücher über Bismarck als Erzieher, Luther als Erzieher, Höllenbrenghel als Erzieher; aber Julius Langbehn war es, der „Membrandt als Erzieher“ schrieb, ein Buch, das in seinen kulturpolitischen Folgen dann von Möller van den Bruck ebenso weitergeführt wurde im politischen Sinne, wie von Momme Nissen im Religiösen andererseits. Das Wesen dessen, was „vornehm“ im deutschen Sinne ist, besteht darin, daß der Vornehme die Grenzen aller Art erkennt, und daß er persönlich sie dann und bewußt überschreitet, wenn sein Schicksal ihn dazu ausdrücklich und unausweichlich berufen hat. Das hat mit dem englischen Gentleman nicht das Geringste mehr zu tun, denn der Gentleman erfüllt eine private Lebenslage, und der Vornehme erfüllt mit sich das deutsche Schicksal. Unterschiede, die man je länger, immer mehr einsieht. Es handelt sich also um Belichtung von Grenzen des Daseins, und Unterricht wie Erziehung tun auf solche Belichtungen mutig, doch ohne Ansländerei, in unermüdlicher Arbeit vorzunehmen.

H. A. Berger / Die Toten von Passau

Ich streifte, bevor ich den Uebertritt vom Bayerischen ins Oesterreichische vollzog, durch die Straßen von Passau oder suchte vielmehr eines letzten bleibenden Eindrucks von dieser einzigartigen Stadt teilhaftig zu werden, die bekanntlich außer ihrem altherwürdigen Dom mit dem angeblich größten Orgelwert der Welt den Vorzug besitzt, von drei Flüssen in eine harmonische Proportion aufgeteilt zu werden. Es war nach langen Regenwochen der erste wolkenlose Spätsommerstag, und der Anblick so vielen Wassers begann bereits wieder ein willkommenes Gefühl der Erfrischung zu vermitteln. Ich war schon am frühen Morgen über die vielen Brücken geturnt, die der Reihe nach Inn, Donau und Mz überqueren, und hatte nicht verstanden, am berühmten Dreiflüßel das Naturereignis gebührend zu bewundern, daß hier der Donau erst die höhere Weihe eines breit und mächtig gebietenden Stromes, eines internationalen dazu, gibt. Am südlichen Ufer des Inn, dessen sanft gewelltes Hügelband die Wallfahrtskirche Mariahilf ebenso fromm wie anmutig beherrscht, schritt ich bedächtig entlang und suchte noch einmal, bevor ich Abschied nahm, den betörenden Pulsschlag dieser Dreiflüßelstadt zu erlauschen. Dabei führte mich unversehens der Weg zum Friedhof, der an diesem Morgen aber weniger an Tod, als an sonniges Leben und fröhliches Aufstehen gemahnte. Dementsprechend waren liebende Hände beschäftigt, mit frischen Blumen das Grab eines Angehörigen zu schmücken; eine Schar von Kindern, geführt anscheinend von deren halbwüchsiger Schwester, umstand mit gar nicht traurigen Mienen, eher frohgestimmt, ein Grab. Im Vorbeigehen las ich diesen und jenen Namen auf mehr oder weniger kunstvollen Grabsteinen, wobei manchmal die in Emaille gefaßte Photographie des Verstorbenen der Phantasie des Beschauers zu Hilfe kam.

Da zog ein mächtiger Kreuzifixus, der über dem Altar zur Vorkammer der Friedhofskapelle hing, die Blicke des müßig Schlendernden auf sich. Aber auch das Kreuz mit seinen hinreichend beschwingten Mäßen predigte nur Hoffnung, aller Schmerz irdischer Trennung war gleichsam von dem Kreuzigten vorweggenommen, so daß ich mich ungeschert und furchtlos weiter in das Innere wandte. Aber schon beim nächsten Schritt prallte ich zurück, das Herz verjagte auf Sekunden den Dienst, als mich durch eine Glaswand hindurch zwei Tote, in voller Kleidung in ihrem Sarge liegend, anzustarren schienen.

Darauf war ich nun doch nicht gefaßt, unvermittelt in ein Leichenschauhaus getreten zu sein! Schon zur Umkehr entschlossen, nahm ich mir doch im nächsten Augenblick ein Herz. So stand ich denn allein den beiden Toten gegenüber nicht ohne mich vorher des nächsten und kürzesten Weges hinaus ins Freie versichert zu haben.

Da lagen sie, die Hände über der Brust gefaltet, friedlich in ihren Kissen, und ich konnte zum guten Glück, da mir's die Glaswand verwehrte, nicht feststellen, ob sie nun wirklich ihren letzten Schlaf oder nur, um neugekärnt wieder aufzuwachen, schliefen. Zwei Kerzen, die zu ihren Füßen brannten, mochten freilich als ein von keinem Atemhauch bewegtes Memento die Tatsache des Todes unzweideutig zu erkennen geben.

Auf einer Tafel waren mit Kreide Namen, Alter, Stand und Beerdigungszeit angegeben. Ich entnahm daraus, daß es Angehörige des Arbeiterstandes waren, im ungefähr gleichen Alter von 50 Jahren. Man hätte sie gut 10 Jahre älter schätzen können, so eingefallen und verwehrt waren ihre Züge. Oder lag es daran, daß die Leichen hier schon seit einigen Tagen aufgebahrt waren? Wachsgebild und von gläserner Durchsichtigkeit waren Gesicht und Hände, auf denen das Knochengeriüst fast schon bloß lag. So war also kein Zweifel mehr möglich, daß diese da ihren ewigen Frieden mit der Welt — ihre Hände beteten: auch mit Gott — gemacht hatten.

Und nun hatte auf einmal diese Totenkammer für mich etwas Vertrautes, fast Einladendes — wenn mich nicht draußen lachender Sonnenschein und die Fortsetzung einer verheißungsvoll begonnenen Reise erwartet hätten. Aber bin ich jetzt nicht gefeit gegen die Traurigkeit des Todes, gegen alle Schicksalschläge, die mich nicht mehr unvorbereitet treffen können: auf der Reise im gefährlich laufenden Schnellzug, oder wenn die Trübsal des Lebens nach meinem Herzen greifen will?

Immer muß ich an die Toten denken im Leichenschauhaus zu Passau und immer seitdem trage ich diesen Gedanken wie einen Talisman in meiner Brust...

Berichtigung.

Geb. Rat Obler hat mich freundschaftlich darauf aufmerksam gemacht, daß die in der Pyramide Nr. 43 in dem Aufsatz über die Werte Sachern, einem alten Zähringer Stammes, vertretene Meinung, die Leiche unseres Großherzogs Friedrich I. sei 1907 auf der Ueberführung von der Mainau nach Karlsruhe, von Emmendingen aus um die Haaburg geführt worden, auf einer unrichtigen Zeitungsmeldung beruhe. Es fand tatsächlich keine Unterbrechung bei der Ueberführung statt, was ich hiermit berichtige. Es sind damals, wie mir mitgeteilt wird, verschiedene derartige, meistens von der Bevölkerung gerne geglaubte, aber den Tatsachen vorgehende Meldungen in den Zeitungen erschienen, was bei dem ungeheuren Mißtrauß des ganzen Landes an dem Verlust des verehrten Landesfürsten wohl begreiflich erscheint.

Dr. Roland Eisenlohr.